

# Michael Wildenhain Träumer des Absoluten

Roman



Klett-Cotta

Obwohl mein Vater auf meine am nächsten Morgen vorgebrachte Frage, ob wir mittags erneut an der Baude essen werden, entgegnet, nein, zu Mittag und wohl auch abends äßen wir in einer Einrichtung, die zwar der Arbeiterwohlfahrt gehöre, aber einem Restaurant ähnlich sei, man sitze an Tischen und werde bedient und könne wählen zwischen verschiedenen Gerichten; trotz der Enttäuschung bin ich froh.

Das Restaurant, dessen Fenster während der Wochen dauernd geöffnet bleiben, sodass ein leichter Durchzug entsteht und mir der Salzgeruch des Meeres oft unvermittelt auffällt, besteht aus einem langgestreckten, niedrigen Raum, in dem man Tische und Stühle ohne ersichtliche Ordnung und dennoch so verteilt hat, dass genügend Abstand zwischen den Sitzgruppen bleibt. Die Wände getäfelt und der Boden mit Holzdielen ausgelegt, deren Farbe verblichen ist, habe ich, als ich den Saal betrete, den Eindruck, an einen Ort zu gelangen, wo früher getanzt worden ist. Unwillkürlich blicke ich mich um, und tatsächlich, am entfernten Ende des dämmerigen, nach der Helligkeit des Tages fast dunklen Raums steht auf einer Bühne ein Klavier.

Ich bin der erste Gast, meine Eltern sind im Untergeschoss auf die Toilette gegangen, und so klettere ich auf die stoffbespannte Bühnenrampe. Als ich mich umdrehe, sehe ich gegen das Licht zwei weitere Gäste in den Saal kommen, der eine, im Rollstuhl, wird von dem anderen geschoben. Gäste wohl aus Gewohnheit, streben sie einem Tisch nahe dem Klavier zu und nicken zur Begrüßung, als sie mich bemerken. Da beide der Rampe unterdessen nah genug sind, erkenne ich, dass das Gesicht des Mannes, der im Rollstuhl sitzt, keine Nase hat. Zwischen seinen flachen Wangen zeichnen sich rissige, an den Rändern ausgefranste Nasenlöcher ab. Die Haut unter den Augen ist starr und knotig, die Augenhöhlen sind blutunterlaufen. Der zweite Mann, der den Rollstuhl schiebt, hat statt der Hände zweigliedrige Greifzangen, die, grob und lieblos zugeschnitten, wie Wucherungen wirken. Die linke Hälfte seines Gesichts leuchtet rot. Im Fleisch, das mir wund vorkommt, fehlt ein Auge.

Später, als ich Tariq nach seiner Gesichtsoperation noch einmal treffe, fällt mir die Begegnung wieder ein. Jetzt, ausgestellt auf der Bühne, presse ich die Lider zusammen, und obwohl ich das Bedürfnis habe, zu schreien und von der Rampe zu springen, wende ich mich langsam um und öffne die Augen wieder. Als befände ich mich in einem Traum und könnte jederzeit erwachen, setze ich mich auf den Hocker hinter dem Klavier und beginne, ein einfaches Stück zu spielen, das ich während der letzten Klavierstunden ohne Erfolg habe üben müssen und das mir auf der Bühne nun gelingt.

Es ist still im Speisesaal. Andächtig lauschen die Versehrten. Die Akkorde schweben in der salzgetränkten Luft. Ich habe die Augen erneut geschlossen und entschieden, den Platz bis zum Tag der Abreise nicht mehr zu verlassen, als die Stimme einer älteren Frau, die hinter dem Vorhang hervorgetreten sein muss, behutsam zu mir sagt: »Das klingt schön. Und ich würde dir gern zeigen, an welchem Tisch ihr essen werdet. Mittags und auch abends, wenn ihr wollt.«

»Ja«, erwidere ich.

Und wiederhole, während ich den Deckel des Instruments vorsichtig schließe: »Ja. Gerne.«

Zu den Einrichtungen, die regelmäßig zu besuchen ich gezwungen bin, gehört ein Geschäft für Orthopädieartikel, für Stützstrümpfe, Prothesen und orthopädische Einlagen.

Jedes Mal, wenn ich seit dem Urlaub auf Sylt das Fachgeschäft betreue, um mir neue Einlagen anpassen zu lassen, die ich tragen muss, seitdem ich mit meiner Mutter bei einem Arzt gewesen bin, einem Orthopäden, der mich angewiesen hat, Murmeln mit nackten Zehen vom Boden aufzuheben – jedes Mal, wenn die Glocke ertönt, die Tür sich schließt und ich in dem Laden zwischen am Knie gekappten Unterschenkeln, die medizinisches Schuhwerk tragen, den arm- und kopflosen Oberkörpern mit einem Korsett oder einer Rückenschiene stehe, erinnere ich mich des Speisesaals in dem Heim der Arbeiterwohlfahrt.

Gewöhnlich empfängt mich ein älterer Mann, der wegen seiner unterschiedlich langen Beine am rechten Fuß einen unförmigen Schuh mit einer erhöhten Sohle trägt und dem ich das Rezept geben muss. Danach führt er mich wortlos in ein Hinterzimmer, an das eine kleine Werkstatt grenzt, lässt mich in einer Kabine auf einem Podest Platz nehmen und heißt mich, in dem Kabuff, dessen Wände aus dünnem, grauem Holz bestehen und das nach vorn offen ist, meine Schuhe und Strümpfe ausziehen. Anschließend soll ich zunächst mit dem rechten, dann dem linken Fuß auf einen Holzrahmen treten.

In dem Holzleistenviereck befindet sich eine mäßig gespannte Gummiunterlage, auf der ich still stehen muss, während der Besitzer des Geschäfts mit einem harten Griffel aus Holz oder Metall die Konturen meiner Füße abfährt und den jeweiligen Umriss durch den Druck des stumpfen Stabs auf ein Pauspapier überträgt, entfernt ähnlich dem Kohlepapier, das mein Vater mit einem zweiten Blatt in die Schreibmaschine spannt, um zusätzlich zum Original einen Durchschlag zu erhalten. Auf dem sich unter meinem Gewicht

verfärbenden Papier, gespannt in einen zweiten Rahmen, den der Mann vorher unter die Gummilage geschoben hat, zeichnen sich die Füße nicht nur im Umriss ab, die Stellen, an denen der Fuß aufliegt, sind zudem von einem tieferen Blau als jene, an denen mein Fuß gewölbt ist, besonders deutlich zu erkennen sind Ballen, Ferse und Zehen. Nach der so gewonnenen Vorlage fertigt der Besitzer die neuen Einlagen aus Kork und Leder an.

Als ich während der Sommerferien in das Geschäft komme, ungefähr drei Wochen nach der letzten Unterrichtsstunde, scheint mir der kleine Laden im ersten Augenblick leer. Die Glocke ertönt, die Tür schließt, und während ich zwischen einem Sortiment Armprothesen, Leder, Stahl, Holz, die Hände haben Ähnlichkeit mit denen der Skelette im Biologieraum, auf den Besitzer warte, kommt Judith Fischer aus dem hinteren Teil des Ladens, stellt sich hinter den Tresen und lächelt mich an.

Für Momente sehe ich uns zu dritt auf dem Gang in der Schule sitzen, während die übrige Klasse in Religion (»Christenlehre«, Fräulein Schwab) unterrichtet wird. Ich sehe uns, meist schweigend, die Hausaufgaben erledigen, Judith Fischer an der einen, ich an der anderen Seite und Tariq, Tariq Kemal Gabriel al-Fatoum, am Kopfende des überlangen Tisches im Schulflur, und ich höre, wie Jallasch in einer großen Pause leise zu mir sagt: »Die darf sich nie verabreden. Die feiert nie Geburtstag. Und auch kein Weihnachten.«

Obwohl durch das Sonnenlicht geblendet, das von einem Spiegel neben der Registriertasse zurückgeworfen wird, Licht, das ich vorher nie wahrgenommen habe, kann ich sehen, dass Judith wie üblich errötet, als sie mich erkennt. Doch anders als in der Schule gleicht die Färbung, die ihr Gesicht überzieht, nicht den nervösen Flecken Willi Kufenbachs, die einem Ausschlag ähneln.

»Hallo.« Ich merke, dass ich flüstere, und frage etwas lauter:

»Warum bist du hier?«

»Ich helfe meinem Onkel, er ist kein richtiger Onkel, und dafür bekomme ich Geld.«

»Wieso musst du Geld verdienen?«

»Ich muss nicht«, erwidert Judith, »ich möchte. Ich spare für eine Violine, eine Geige. Ich kann nur singen, aber ich würde lieber ein Instrument spielen.«

Sie singt. Sie singt nur einige Takte. Es ist das erste Mal, dass ich sie, zwischen Stützstrümpfen und Schuhen, die mir wie Klumpfüße vorkommen, singen höre. Im Unterricht hat sie bisher allenfalls eine Melodie gesummt oder mit einem Tamburin den Takt für die anderen

vorgegeben. Kaum begonnen, bricht der Gesang ab, und Judith, als müsse sie sich schämen, errötet erneut. Sie zuckt entschuldigend die Schultern, und noch bevor ich fragen kann, ob sie nicht fortfahren wolle, erkundigt sie sich schon, warum ich hier sei, und ich schiebe ihr wortlos das Rezept über den Tresen, unter dessen Glasplatte Nagelsets und Bimsstein und Pflaster gegen Hühneraugen oder Warzen zum Verkauf ausliegen.

»Ah.« Judith nickt. »Einlagen. Komm mit.«

Während ich mir wünsche, ihr Onkel, der richtige oder falsche, käme endlich aus seiner Werkstatt und nähme anstelle seiner Nichte den Abdruck meiner Füße vor, bückt sich Judith zum Fach einer weiß wie mit Kreide verschmierten Kommode, das der Onkel in meiner Anwesenheit nie geöffnet hat, nimmt zwei Päckchen heraus, Kartonagen mit grün-weißem Muster gleich denen zahlreicher Verpackungen in dem Orthopädiegeschäft, bittet mich, indem sie mit dem Kopf kurz in die entsprechende Richtung deutet, auf dem Hocker Platz zu nehmen, der auf dem kleinen Podest steht, und geht zu einem Spülstein, an dem sich ihr Onkel, nachdem er meine nackten Füße Maß genommen hat, die blau verfärbten Finger wäscht. Über dem Waschbecken ist ein winziger Boiler angebracht. Judith lässt Wasser in eine Emailleschüssel und fordert mich auf, Schuhe und Strümpfe auszuziehen.

Obwohl ich mich unbehaglich fühle, öffne ich die Schuhe, stelle sie in eine entfernte Ecke und stopfe die Strümpfe tief hinter die Laschen, während Judith die Schüssel mit dampfendem Wasser vorsichtig in der Hand balanciert und zu mir herüberkommt. Sie bückt sich erneut, stellt das Gefäß auf dem Podest ab und kniet sich vor mir auf den Boden.

Unfähig, etwas zu sagen oder zu fragen, schaue ich ihr zu, wie sie meine Füße unter dem Hocker hervorzieht und nacheinander, ohne mich anzublicken, in die Schüssel mit dem warmen Wasser hebt, neben der ein Stück Seife und ein Handtuch aus fadenscheinigem Stoff liegen. Judith öffnet die erste Verpackung, grün und weiß rutscht der Karton vom Podest, und indem sie meinen rechten Fuß zunächst auf dem Stofftuch abstellt, schafft sie genügend Platz in der Schüssel, um eine mit Gips oder einem ähnlichen Material getränkte Bandage in das Wasser zu tauchen und sie danach, nun geschmeidig, meinem rechten Fuß anzupassen wie eine zweite Haut.

Um jeden Riss in der Hohlform zu vermeiden, verteilt sie das weiße Material gleichmäßig auf meinen Zehen, den Knöcheln, der Sohle und streicht es glatt, verfährt anschließend ebenso mit dem anderen Fuß, stellt beide, um die Bandage an der Haut trocknen zu lassen, auf eine

Unterlage, die sie auf das Podest gelegt hat, reinigt die Schüssel von Rückständen, während ich reglos und stumm auf dem Hocker ausharre, füllt zum zweiten Mal warmes Wasser ein, wendet sich mir zu, indem sie die Schüssel neben dem Podest absetzt, bricht meine Füße aus dem beinahe getrockneten, aber noch nachgiebigen Gipsbett, mustert den so gewonnenen doppelten Abdruck, Vorlage für die Einlegesohlen, kennzeichnet die Formen, Negative meiner Füße, mit einem R und einem L, kniet erneut vor mir nieder und wäscht, was an Resten zwischen meinen Zehen und an den Knöcheln klebt, mit Seife und bloßen Händen von meiner im Wasser weich gewordenen Haut. Erst als sie die Füße abgetrocknet hat, sieht Judith mich an.

»Du kannst deine Schuhe jetzt anziehen.«

Noch bevor ich nach den Strümpfen geangelt und meine knöchelhohen Schuhe, die ich trage, um nicht umzuknicken, zu mir herangezogen habe, frage ich, ob sie mit ihren Eltern während des verbleibenden Sommers in die Ferien fahre.

Judith lächelt leicht, errötet kaum, und zu meiner Verblüffung entgegnet sie: »Nein. Wir können, falls du möchtest, gern einmal etwas zusammen machen. Vormittags.«

An den Vormittagen geht Judiths Mutter arbeiten. Zuständig für die Buchhaltung eines Installationsbetriebes, kommt sie erst gegen zwei Uhr nach Hause. Als ich die Wohnung einige Tage, nachdem wir uns im Orthopädiegeschäft begegnet sind, betrete, ist Judith allein. Den Vater, nach Judiths Auskunft Opernsänger, der überall in der Welt auftritt, sieht sie selten, fast nie, sodass die Mutter, obwohl es ihr widerstrebt, gezwungen ist, Geld zu verdienen. Die Frage, ob Judiths Mutter wisse, dass ich ihre Tochter treffe, stelle ich nicht, sondern erkundige mich, was ihre Mutter lieber täte als arbeiten.

»Ich glaube, ihre Zeitung zu verteilen. Den verlorenen«, Judith zögert, »Seelen zu helfen, verstehst du?«

Obwohl ich nicht verstehe, was Judith meint, nicke ich vage und schaue mich in der Wohnung um, die entsetzlich karg wirkt. Die beiden kleinen Zimmer, die Küche, das Bad, alles macht einen übertrieben ordentlichen Eindruck. Bilder fehlen, Blumen, Vasen oder Teller, die gewöhnlich auf Kommoden oder Schränken stehen, Dinge, die herumliegen, nicht einmal eine Flurgarderobe gibt es, mit Mänteln oder Jacken. Auch Judith hängt ihren Anorak in einen Schrank im Schlafzimmer, kaum dass sie die Wohnung betritt.

Trotz der nicht vorhandenen Bilder oder Fotografien, nur das Foto eines Mannes steht gerahmt in einer Vitrine hinter Glas, trotz der